

Deutsches Archiv

für

Geschichte des Mittelalters

**namens des Reichsinstituts für ältere deutsche
Geschichtskunde (Monumenta Germaniae historica)**

**in Verbindung mit
KARL BRANDI und WÄLTHER HOLTZMÄNN**

**herausgegeben von
EDMUND E. STENGEL**

2. J a h r g a n g



Verlag HERMANN BOHLAUS Nachf. / Weimar 1938

Deutsche Kriegsführung im Osten während des Mittelalters¹⁾

Don

Konrad Schünemann

Wir besitzen bisher leider keine deutsche Kriegsgeschichte des Mittelalters, die diesen Namen wirklich verdient. Wir müßten von ihr die Einbeziehung und eindringliche Kenntnis all derjenigen Gebiete verlangen, die die Wehrwissenschaft heute in ihren Bereich einbezogen hat. Bevölkerungszahl und Vermehrung, rassische Zusammensetzung, körperliche Fähigkeit und soziale Schichtung des Volkes, Einnahmequellen und wirtschaftliche Möglichkeiten des Landes, Aufbau und Organe des Staates, das Siedlungs- und Landschaftsbild gehört ebenso dazu wie Klarheit über Bewaffnung, Heeresorganisation und Festungswesen.

Die Versuche zu einer Kriegsgeschichtsschreibung des Mittelalters haben solchen Forderungen nur sehr wenig gerecht werden können, am wenigsten für solche Gebiete, über denen auch in anderen Zweigen der Geschichtswissenschaft eine recht neblige Dämmerung liegt, wie gerade auf den älteren Verhältnissen des östlichen Mitteleuropa. Unsere Vorstellungen über Verlauf, Möglichkeiten, Ergebnisse und Versäumnisse unserer Kriegsführung in diesen Ländern sind so wenig konkret, daß wir ihre Bedeutung auch in einer so vielseitig behandelten Frage wie der deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters oft in ein ganz falsches Licht gerückt finden.

Wir wissen, daß die Bindung des deutschen Königtums an Italien wenigstens seit dem letzten Drittel des 12. Jahrhunderts

¹⁾ Antrittsvorlesung an der Universität Kiel gehalten am 5. Mai 1937.

dem deutschen Staate zum Verhängnis geworden ist. Ob aber auch über die ältere Italienpolitik unserer Könige in Bausch und Bogen der Stab gebrochen werden muß, ist eine Frage, die letzten Endes von der kriegsgeschichtlichen Seite her beantwortet werden muß.

Das junge Reich der Deutschen mußte eine aktive Außenpolitik treiben, wenn es überhaupt bestehen wollte. Denn der ererbte Betätigungsdrang der deutschen Menschen kehrte ihre Kräfte gegeneinander, wenn es nicht der Führung gelang, sie zu großen gemeinschaftlichen Unternehmungen mit der Front nach außen zusammenzuschließen. Jede Gemeinschaft hat die Auseinandersetzung mit der Außenwelt zu ihrer Voraussetzung. Es fragt sich nur, auf welcher Seite die gemeinsame Kraft der deutschen Stämme am besten eingesetzt wurde, welche Front den Vorrang vor den andern verdiente, oder ob eine abwechselnde und gleichmäßige Berücksichtigung aller Fronten das Richtige war.

Oft wird die Frage dahin beantwortet, daß Italien als Betätigungsgebiet der deutschen Kräfte auch im früheren Mittelalter weit über Gebühr bevorzugt worden ist. Man vergleicht die Größe des Reichs, die Zahl und die Kraft seiner Krieger und die technische Höhe seines Militärwesens mit den schwachen Menschenzahlen des Ostens, seiner unentwickelten politischen Organisation, seinen zurückgebliebenen wirtschaftlichen Verhältnissen und dem allgemeinen Kulturgefälle von West nach Ost, und meint, man hätte nur ernstlich zu wollen brauchen, um mit Leichtigkeit die östlichen Nachbarn zu unterwerfen und die Unterworfenen zu beherrschen. Aber den Blick starr nach Süden gerichtet, habe man die Möglichkeiten des Ostens, Italien zuliebe, verpaßt.

Diese Ansicht ist in jeder Hinsicht falsch. Sie stammt aus allzu oberflächlicher Kenntnis der Geschichte des deutschen Ostens.¹⁾ Die Vernachlässigung des Ostens zugunsten der Italienpolitik

¹⁾ Selbst kriegsgeschichtliche Darstellungen zeigen völlige Unkenntnis über die Art und Weise der Kriegsführung im Osten. Bei W. Erben, *Kriegsgeschichte des Mittelalters*, München 1929 wird der nördliche Osten kaum gestreift. Im Südosten glaubt der Verfasser (S. 8), daß nach 955 abgesehen von der Zeit zwischen 1042 und 1074 überhaupt keine deutschen Feldzüge gegen Ungarn mehr geführt worden sind!

wird durch die Tatsachen nicht bestätigt. Vom ersten Slawenfeldzug Karls des Großen im Jahre 789 bis zum ersten Polenfeldzug Friedrich Barbarossas und dem Beginn der wirklichen Vorherrschaft der Italienpolitik, sind von der Reichsgewalt oder in ihrem Auftrag 175 Feldzüge gegen die östlichen Nachbarn des deutschen Volkes geführt worden. Dabei sind die zahlreichen kleineren Grenzkämpfe und die Unternehmungen, die etwa die Sachsen seit Heinrich IV. unabhängig vom Reich im Osten und Norden geführt haben, nicht eingerechnet. Der gesamte Kräfteeinsatz im Osten hat in diesen Jahrhunderten den der italienischen Unternehmungen bei weitem übertroffen. Trotzdem sind die sichtbaren Ergebnisse sehr viel geringer. Knapp ein Drittel der Ostfeldzüge hat das Ziel, das man sich gesteckt hatte, einigermaßen erreicht. Ein Viertel hat sich mit halben Erfolgen begnügen müssen. Der Rest ist gescheitert. Gegen 20 Feldzüge haben geradezu mit einer Katastrophe des deutschen Heeres geendet.

Der militärische Gewinn hat also dem Einsatz im Osten sehr viel schlechter entsprochen als in Italien. Das läßt sich nur dadurch erklären, daß die deutsche Kriegsführung im Osten auf Schwierigkeiten stieß, die dem Süden und Westen fremd gewesen sind. -- Es wird darum nicht ganz wertlos sein, wenn wir uns einmal über die Voraussetzungen der Kriege im Osten einige Gedanken machen.

Drei Gruppen von Schwierigkeiten stellte der Osten der deutschen Kriegsführung in den Weg: Die natürliche Verkehrsfeindschaft der Landschaft; die künstlichen Anlagen, durch die der Gegner die Feindschaft der Natur zu unterstützen verstand, und die äußerst geringe landwirtschaftliche Erschließung, die größeren Heeren die Verpflegung für Mensch und Tier versagte.

Diese Schwierigkeiten ziehen sich ziemlich gleichmäßig durch die 350 Jahre gesamtdeutscher Kriegsführung im Osten hin. Sie enden erst mit dem Landesausbau des deutschen Kolonisten im 12. und 13. Jahrhundert. Vor dieser Zeit ließ die Gleichartigkeit der Voraussetzungen für den Verlauf der deutschen Unternehmungen nicht viel Abwandlungsmöglichkeiten offen. Die gleichen Anmarschwege, die gleichen Methoden der Kriegsführung und der gleiche Verlauf der Feldzüge kennzeichnen Kriege, die durch mehrere Jahrhunderte voneinander getrennt sind. Wollte jemand,

der im Osten nicht zu Hause war, einmal neue Wege wandeln, so hat er das bald genug bitter bereuen müssen.

Wie schwerfällig sich die großen Heere des Mittelalters schon unter normalen Verhältnissen zu bewegen pflegten, ist bekannt. Je mehr Verpflegung für die Mannschaft mitgeführt werden mußte, um so mehr Pferde waren nötig, für die ihrerseits wieder Futter erforderlich war. Der Troß konnte an Marschtiefe leicht das Vielfache von dem beanspruchen, was die eigentlichen Kämpfer brauchten, und je schmaler und schlechter der Weg war, um so weiter zog sich der Zug auseinander, bei großen Heeren auch zu einer Länge von mehr als 100 km.

Eine solche Ausdehnung des Zuges konnte besonders im feindlichen Osten verhängnisvoll werden. Man mußte also versuchen, so gut es ging, die Verpflegung aus dem Kriegsgebiet zu ergänzen, um den eigenen Troß zu entlasten. Damit aber schrumpfte die Zeit, die man für den Feldzug zur Verfügung hatte, auf 2—3 Monate zusammen. Erst wenn das Korn reif war, um den 1. August herum, konnte man das Heer versammeln. Nach 8 bis 10 Wochen mußte man schon wieder an den Rückzug denken, sonst konnte man vom Winter überrascht werden. Die meisten Feldzüge im Osten haben sich tatsächlich auf die Zeit von Anfang August bis Anfang oder Mitte Oktober beschränkt. Wollte man ausnahmsweise in einer früheren Zeit zu Felde ziehen, dann konnte man den Proviant nicht aus dem Feindesland ergänzen und mußte entweder mit kleinerer Kriegerzahl ausrücken oder die Zeit des Unternehmens noch weiter zusammendrängen. Winterfeldzüge durften nur für wenige Wochen mit kleinen Reiterheeren unternommen werden.

Die knappe Zeit erzwang einen Feldzugsplan, der auf dem kürzesten Weg ins Herz des Feindeslandes vorstieß und den feindlichen Führer selbst zu treffen strebte. Aber nur in besonders günstigen Fällen hatte man damit den gewünschten Erfolg. Denn der Feind konnte sich dem Zusammenstoß nach Belieben entziehen. Seine Aufklärung war der deutschen unbedingt überlegen. Er hatte meist besonders ausgebildete, leicht bewegliche Aufklärungstruppen, die — im Grenzgebiet angesiedelt — so geländefundig waren, daß sie sich auch abseits von den Straßen bewegen konnten. Bei der Wegearmut des Landes konnte der

Seind alle Bewegungen der deutschen Heere genau vorausberechnen und einen Zusammenstoß nach Belieben vermeiden. Die deutsche Aufklärung stand dagegen in dem undurchsichtigen Wald- und Sumpfland des Ostens mit seinen riesigen Sperräumen fast unüberwindlichen Schwierigkeiten gegenüber. Oft genug war der deutsche Heereszug der Führung wegefundiger Eingeborener auf Gedeih und Verderb ausgeliefert und ging dabei dem Feind in die sorgfältig vorbereitete Falle.

Der günstigste Verkehrsweg des frühen Mittelalters war entschieden der Flußlauf. Hier ließen sich entweder die Streitkräfte selbst oder wenigstens die Verpflegungsvorräte ohne große Schwierigkeit bis mitten ins Feindesland transportieren. Aber leider hatte die Natur bei der Anlage ihres Flußnetzes zu wenig mit den Bedürfnissen der künftigen deutschen Kriegführung gerechnet. Unsere großen Ströme fließen fast sämtlich senkrecht zur West-Ostrichtung des deutschen Angriffs. Außer der Donau konnte höchstens noch gelegentlich die Havel sich als Heerstraße zur Verfügung stellen. Sie zwingt ihre Benutzer zwar zu einem sehr erheblichen Umweg bis zu den Sehenswürdigkeiten von Werder und Potsdam, aber sie entschädigt ihn dann dadurch, daß sie ihn mit ihrem Oberlauf bis ins Herz des Redarierlandes mit dem liutizischen Zentralheiligtum in Rethra hineinführt. Zugleich bot die Havel mit den zahlreichen Fischer- und Viehzüchterdörfern, die sich an ihren Ufern wie an einer Kette aufreihen, in slawischer Zeit wohl den verhältnismäßig am dichtesten besiedelten Landstreifen des ganzen Wendenlandes. Gleich bei seinem ersten Slawenfeldzug im Jahre 789 hat Karl der Große die schiffstüchtigen Friesen und einen Teil der F Franken die Havel hinauffahren lassen.¹⁾ Auch 805 wurden Schiffe für den Aufmarsch gegen die Wilzen verwandt.²⁾ Auch in den folgenden Jahrhunderten hat der Havellauf seine militärische Bedeutung behauptet; das zeigt besonders 1068 der Zug Burghards von Halberstadt gegen Rethra.

Aber inzwischen hatten die Slawen zur Beherrschung des Flusses und seiner Übergänge eine Anzahl von Festungen ange-

¹⁾ Ann. regni Francorum, Octavausg. v. 1895, S. 84.

²⁾ Chron. Moissiacense, SS. 1, 308.

legt oder auch aus deutscher Hand übernommen, so in Havelberg, Rathenow, Brandenburg, Potsdam und Spandau. So glatt wie einst konnte man nun nicht mehr die Havel hinauffahren, und die deutschen Liutikenkämpfe dieser Jahrhunderte haben sich darum hauptsächlich um den Besitz der Havelfestungen gedreht, vor allem natürlich um Brandenburg selbst.

Die Havel war zwar immer noch die Achse des Landes, aber in einem etwas anderen Sinne als vorher. Was abseits von der Havel lag, lag auch abseits vom Verkehr der vordeutschen Zeit, und darum auch meist außerhalb des Bereichs der deutschen Feldzüge. Es ist kein Zufall, daß das Land weiter östlich, der Barnim und der Teltow, später als alle Nachbarlandschaften, selbst später als das noch weiter östlich liegende Land Lebus von dem deutschen Erschließungs- und Eingliederungswerk des 12. und 13. Jahrhunderts erfaßt worden ist. Das Land um Berlin lag vor der deutschen Kolonisation im toten Winkel des Verkehrs.¹⁾

Die anderen Ströme des nördlichen Ostens waren den deutschen Heeren eher ein Hindernis als eine Hilfe. Auch wenn sie ihren Lauf der deutschen Vorstoßrichtung anbequemten, wie die Warthe und die Neße, waren sie zu nichts nütze, denn man brauchte für den Schiffseinsatz die ununterbrochene Wasserverbindung direkt von der heimatischen Basis aus. —

Eine geradezu ideale Transportstraße hatte man dafür im Südosten an der Donau. Auch hier hat das Organisationstalent Karls des Großen die Möglichkeiten der Flußtransporte sofort erkannt und gleich für den ersten Awarenzug von 791 voll ausgenutzt. Die Proviantschiffe bildeten damals gleichsam die Achse für die nördlich und südlich des Stromes vorrückenden Heere und stellten ihre Versorgung mit Lebensmitteln sicher.²⁾

Nach den Erfahrungen von 791 plante Karl für seinen zweiten großen Awarenzug, der nachher unterblieben ist, einen noch stärkeren Ausbau des Transportwesens zu Schiff. In diesen Zu-

¹⁾ Erst als die deutsche Kolonisation den Warenverkehr der Landstraßen möglich und notwendig machte, gewann der Flußübergang von Berlin seine zentrale Verkehrsbedeutung.

²⁾ Ann. regni Francorum S. 88: *utrasque ripas exercitum continentes et navigia per medium flumen venientes*

sammenhang gehört ja auch sein Versuch, Main und Donau durch einen Kanal zu verbinden.¹⁾

In den deutschen Ungarnkriegen des 11. Jahrhunderts, auf den drei ersten Kreuzzügen und bei zahlreichen kleineren Pilgerfahrten hatte die Donau die gleiche Aufgabe zu erfüllen wie unter Karl dem Großen. Beim Feldzug von 1051 hat sich Heinrich III. schweren Herzens entschließen müssen, die Proviantschiffe und die ihnen am Ufer folgenden Wagen zu verlassen und allein mit seinen Reitern den weiten Umweg an der steirischen Grenze entlang zu wagen.²⁾ Wir sehen also, daß für die Ungarnkriege normalen Verlaufs die Versorgung durch Donautransporte als selbstverständliche Regel galt. Entfernte man sich etwas vom Fluß, dann lud man den jeweiligen Bedarf auf die mitgebrachten Wagen um und führte ihn so dem Heere nach.

Noch weiter im Süden hat man - wenigstens im 9. Jahrhundert mehrmals auch die Drau zu dem gleichen Zweck benutzen können.³⁾ Erich von Griaul und Karls Sohn Pippin sind von Italien her bis zum großen Awarenring zwischen Donau und Theiß vorgestoßen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch sie sich hierbei den Lauf der Drau nutzbar gemacht haben. -

Wo man keine Flußläufe zur Verfügung hatte, mußte man versuchen, die wenigen waldfreien Räume des Ostens für den Vormarsch zu benutzen. Nur hier gab es Dörfer und Felder, Übersicht und Bewegungsfreiheit. Hierin liegt die große Bedeutung der alten mitteldeutschen Landbrücke nach dem Osten. Vom waldfreien Raum an der mittleren Elbe kam man bald zu den Siedlungsinseln von Cottbus und Guben und weiter zur mittleren Oder hinüber, und von der Leipziger Ebene über Meißen zum alten Siedlungsland von Bauzen und von dort zu den waldfreien Inseln Schlesiens.

Es gab wohl keinen der 12 deutschen Polenzüge zwischen 963

¹⁾ Ebd. S. 92 ff.

²⁾ Ann. Altah. ad a. 1051: habito consilio longam circuitiorem peregrit et absque navibus et plaustris solo equestri itinere regionem intravit.

³⁾ Ann. r. Franc. S. 151; vgl. über bulgarische Save Schiffahrt: Ann. Fuld., Ottavausg. v. 1891 S. 121 f.

und 1157, der nicht einem dieser beiden Wege gefolgt ist. Hier liegt letzten Endes auch der Grund, weshalb das Sorben- und Daleminzierland in der Zeit der deutschen Rückschläge am Anfang des 11. Jahrhunderts wohl vorübergehend verloren, aber auf keinen Fall dauernd aufgegeben werden konnte. Mochte man Brandenburg, Mecklenburg und Wagrien für die Dauer von anderthalb Jahrhunderten sich selbst überlassen: Der Besitz der Marken Meissen und Lausitz war eine strategische Notwendigkeit für die Aufmarschfähigkeit und die Machtstellung des Reiches im Osten.

Nach Böhmen gab es für die Deutschen eigentlich nur zwei Einmarschstellen von Bedeutung. Der eine Weg ging durch das Erzgebirge, aber nicht durch den Elbdurchbruch in der sächsischen Schweiz, sondern westlich davon, die Freiburger Mulde hinauf durch den Paß von Kulm hinunter nach Brüx. Es ist derselbe Weg, den schon der Jude Ibrahim ibn Jaqub 973 beschreibt. Er ist nachweisbar auf wenigstens neun deutschen Böhmenfeldzügen benutzt worden.¹⁾

Der andere Weg geht von Regensburg den Regen hinauf bis Cham und dann durch den Paß von Furth und Taus nach Pilsen hinunter. Er ist ebenfalls mindestens neunmal von deutschen Heeren benutzt worden.²⁾ Für Angriffe von Süden her kam da=

¹⁾ 805 von den Sachsen: Chron. Moiss., SS. 1, 307. 856 durch Ludwig den Deutschen: Ann. Fuld. S. 47. 892 durch Bischof Arno von Würzburg (auf dem Rückweg): Thietmar I, 4, Ausgabe von R. Holzmann, 1935, S. 6f.: an der Chemnitz, ab expeditione Boemorum reversus. 929 durch Heinrich I.: Widukind I, 35, Ausg. v. 1935 S. 50. 1004 durch Heinrich II.: Thietmar VI, 10 S. 286f. 1040 durch die Sachsen: Cosmas, Oktavausg. v. 1923 S. 95. Ebenso 1041: Ebda. S. 97. 1107 durch Heinrich V. Ebda. S. 97 und 1126 durch Lothar von Supplinburg: Mon. Sazav., SS. 9, 156.

²⁾ 805 durch Karl den Jüngeren: Ann. Mett., SS. 13, 33. 929 durch Arnulf den Bösen (wahrscheinlich): SS. 9, 565 und 771; SS. 30, 746. 976 durch Otto II.: Thietmar III, 7 S. 104f. 1003 durch die polnischen Hilfstruppen des Markgrafen Heinrich: Ebda. V, 34 S. 258f. 1033 durch Heinrich III.: Wipo c. 33, Oktavausg. v. 1915 S. 51f., und Ann. Alt., Oktavausg. v. 1891 S. 18. Ebenso 1040 (ebda. S. 23; Cosmas S. 95) und 1041 (Ann. Alt. S. 26). 1110 durch die Bayern: Cosmas III, 32 S. 202. Und 1142 durch Konrad III.: Vinzenz von Prag, SS. 17, 661.

neben gelegentlich der Linzer Steig, von Linz an die obere Moldau nach Budweis in Betracht.¹⁾

Nach Dänemark, das wir im Hinblick auf die ältere deutsche Kriegsführung mit den Ländern des Ostens in Parallele setzen können, wird die Einmarschsstelle durch die schmale Landverbindung zwischen Schlei und Treene diktiert. Alle deutschen Feldzüge der älteren Zeit haben anscheinend diesen Raum westlich von Schleswig passiert.²⁾

Etwas reicher war die Auswahl von Einmarschswegen nach Ungarn, die aber meist nur als Nothbehelf neben den beiden Straßen am Nord- und Südufer der Donau in Betracht kommen konnten. Vom Wiener Becken konnte man südlich vom Leithagebirge durch die Ebenfurth'er Pforte nach Ödenburg und weiter bei Kapuvár über die Rabnitz und zur Raab gelangen. Noch weiter südlich konnte der obere Lauf der Pinta, der Raab und die Drau benutzt werden. Mit der Donaulinie konnten diese Nebeneingänge nach Ungarn allerdings in keine ernstliche Konkurrenz treten. -

Wir müssen also zunächst festhalten: Die Einmarschmöglichkeiten in die Ostländer drängen sich schon infolge der geographischen Verhältnisse auf ganz wenige Stellen zusammen. Das vereinfachte dem Gegner seine Abwehrvorkehrungen ganz erheblich. Sobald in den Ländern des Ostens eine stärkere Staatsgewalt spürbar wurde, machte man sich daran, die Eingangsstellen in das eigene Land durch Befestigungen für den Kriegsfall zu verstopfen. Ohne staatliche Organisation mit größerem Radius ging das freilich nicht. Ein isolierter Indianerstamm kann nicht Werke anlegen, die ein ganzes Land abriegeln. Wo wir also Spuren von alten Landsperrern finden, können wir getrost ein einigermaßen durchorganisiertes größeres Staatswesen voraussetzen.

In der Geschichte unserer Nachbavölker im Osten finden wir diese These bestätigt. Zuerst hat das Awarereich derartige

¹⁾ 1041 wahrscheinlich durch die Österreicher: Ann. Alt. S. 28. 1105 durch Heinrich IV.: Cosmas, S. 182: transiens per australem plagam via qua itur Netolic, intrat Boemiam.

²⁾ So bei den Feldzügen von 934, 974, 1043 und 1131. Der Eiderübergang war unterhalb von Rendsburg: Vgl. Helmold, Chron. Slav. I, 67 S. 128.

Anlagen den fränkischen Heeren entgegengestellt. Das türkische Steppenvolk war in Erdarbeiten auf der Höhe, und außer den umfangreichen Festungsarbeiten im Landesinnern hat man auch die Grenzen durch Erdwerke zu sperren gesucht. Solche Anlagen aus Schanzen und Gräben stellten sich 791 den Franken an der Mündung der Krems und im Wiener Wald entgegen.¹⁾ Die Awarischen Werke haben die Phantasie der deutschen Zeitgenossen erheblich befruchtet und sich schließlich zu den Sabeln Notfers des Stammers ausgewachsen von zwiebelartig konzentrisch ineinandergelagerten Wallringen von einer Ausdehnung, in denen ein ganzes Land Platz hatte.

Die Awaren als kriegerisches Herrenvolk haben bei ihren Festungswerken nicht selbst den Spaten geschwungen, sondern ihre slawischen Knechte dazu herangeholt. Auf diese Weise haben sie nach ihrem Untergang ihre Technik der Sortifikationskunst den Slawen vererbt. An den Wallmauern und Verhaugürteln des Großmährischen Reiches haben die ostfränkischen Heere in den Kriegen gegen Rastislaw und Sventipolk kräftig zu beißen gehabt. 869 sprechen z. B. die Suldaer Jahrbücher von einer unbeschreiblichen und von allen Werken der alten Zeit gänzlich abweichenden Anlage des Rastislaw.²⁾ Die Technik des Werkes muß sich also erheblich über den Durchschnitt der zeitgenössischen Sortifikationskunst erhoben haben.

Das Großmährische Reich sank 906 in Trümmer. Die Tradition der slawischen Sperrtechnik aber blieb erhalten, wenn auch ein Jahrhundert verging, bis sie wieder in großzügiger Form zur Anwendung kam.

Unabhängig von diesen Werken des Südostens wurde zu Beginn des 9. Jahrhunderts weit im Norden ein gleichfalls sehr beachtliches Werk geschaffen. Der Dänenkönig Göttrik beschloß, so heißt es in den Fränkischen Reichsannalen zum Jahre 808, die Grenze seines Reiches gegen Sachsen so durch einen Wall zu befestigen, daß das Schanzwerk von Meer zu Meer das ganze Nordufer der Eider umsäumte und nur ein Tor gelassen wurde,

¹⁾ Ann. regni Franc. S. 88.

²⁾ Ann. Fuld. S. 69: in illam ineffabilem Rastizi munitionem et omnibus antiquissimis dissimilem. Vgl. auch ebda. S. 45 (855) und Regino, Ausg. v. 1890 S. 134 (892).

durch das Wagen und Reiter hinaus und herein konnten.¹⁾ Wie man auch versuchen mag, die Deutung dieser Stelle mit dem Verlauf des Dannewerks in Einklang zu bringen, soviel ist klar, es handelt sich um einen Plan von zugleich militärischem und handelspolitischem Charakter, denn die Konzentrierung des Durchgangsverkehrs auf ein einziges Tor mußte Göttriks Handelsplatz Schleswig zugute kommen.

Es ist bezeichnend, daß die großen Landsperren dieser Art an den Grenzen des Frankenreiches nicht von den Franken, sondern von ihren Nachbarn angelegt worden sind. Soviel das Frankenreich auch in militärtechnischer Hinsicht vom Römerreich übernahm: Im Grenzverteidigungssystem finden wir einen erheblichen Unterschied. Auch die Franken hatten eine feste Grenzschutzorganisation. So hören wir von ständigem Wach- und Erkundungsdienst der gotischen Reichskolonisten an der Pyrenäengrenze.²⁾ Die Grenze ist auch nach Möglichkeit linear festgelegt und in der Landschaft markiert worden. Aber wir dürfen weder beim Limes Saxoniae in Ostholstein³⁾ noch beim Limes Sorabicus⁴⁾ noch etwa bei der thüringisch-sächsischen Landwehrgrenze von 785⁵⁾ an einen römischen Limes, eine Militärgrenze im eigentlichen Sinn denken. Es fehlt die zusammenhängende Befestigungslinie, die Landschaft von Landschaft trennt. Der Franke nahm die politische Herrschaft auch über das Vorland jenseits der engeren Grenze in Anspruch und konnte darum keine Abschnürung gebrauchen, wo es auf eine enge Verbindung ankam. Man griff darum lieber zu einzelnen großen Burganlagen zur Beherrschung der Gegend, als Stützpunkte für die hier dauernd stationierten militärischen Kräfte. - Das Reich der Deutschen hat diese fränkische Methode beibehalten. Auch hier wollte man Herrschaft über das Vorland und beschränkte sich auf den Bau von Burgen. Die eigentlichen Sperranlagen an den deutschen

¹⁾ Ann. regni Franc. ad a. 808 S. 126.

²⁾ 3. B. MG. Capit. 1, 261.

³⁾ H. Hofmeister, Der Limes Saxoniae, Zs. f. Schleswig-Holst. G. 56, 1926.

⁴⁾ Honigsheim, Der Limes Sorabicus, Zs. d. D. f. Thür. Gesch., N. S. 16 (1906).

⁵⁾ Rübel, Die Franken (Ep3g. 1904) S. 130. 141. 370.

Grenzen sind daher durchweg nicht von den Deutschen, sondern von den östlichen Nachbarn angelegt.

Wir bemerkten schon, daß die großen Grenzsperren eine straffere politische Organisation zur Voraussetzung hatten. Wir finden sie daher bei den Awaren, beim Großmährischen Reich, bei den Dänen, und später bei den Tschechen, den Polen und den Ungarn. Wo ein fester politischer Zusammenhalt fehlte, gab es auch keine Grenzsperren. Die Slawen zwischen Elbe und Oder mit ihrer unentwickelten politischen Organisation hätten solche Anlagen weder bauen noch besetzen noch verteidigen können. Sie mußten sich mit ihren Herren- und Tempelburgen im Landesinnern und den primitiveren Stuchtburgen der Landbevölkerung begnügen.

Sie haben da, wo Ansätze zu einer etwas stärkeren staatlichen Gewalt vorhanden waren, wie bei den Abotriten, auch auf dieser Grundlage den deutschen Vorstößen erfolgreich entgegen treten können. Denn man verstand sich wenigstens auf die Kunst der Straßenspernung.

Eine Probe von der Sperrtechnik der Abotriten liefert uns der Wendenfeldzug Ottos des Großen von 955. Ibrahim ibn Jaqub sagt ja allgemein, daß Heere nur mit großer Mühe in Mecklenburg eindringen, denn das ganze Land bestehe aus Wiesen, Dickicht und Morast.¹⁾ 955 ließen die Abotritenfürsten Stoinet und Nafon den König bis zu einem sumpfigen Wasserlauf, der als Raxa, d. i. Refica, Flüßchen, bezeichnet wird²⁾, vorrücken. Um weiterzukommen, mußten die Deutschen eine Brücke über den durch Sumpfsüfer verbreiterten Fluß bauen. Den Brückenbau aber verhinderte ein starkes Slawenheer vom anderen Ufer aus. Eine zweite slawische Abteilung sperrte unterdessen im Rücken der Deutschen die Straße durch ein Baumverhau und besetzte die Straßensperre. Mehrere Tage saßen die Deutschen in der Falle, und schon drohte die Katastrophe durch Hunger und Seuche, da gelang es dem Markgrafen Gero, eine Meile fluß-

¹⁾ G. Jacob, Arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstenhöfe aus dem 9. und 10. Jahrhundert (Berlin 1927) S. 12.

²⁾ So ist das Wort „Raxa“ bei Widukind wohl zu deuten. Der Lage nach paßt am besten die Elbe, deren Oberlauf nach fröhl. Mitteilung von Otto Beder noch heute als Refe bezeichnet wird.

abwärts einen geschickt getarnten Flußübergang durchzuführen und damit den Feldzug für die Deutschen zu entscheiden.¹⁾

Dieselbe Methode wiederholt sich in der Kriegskunst der Elblawen immer wieder. Man läßt den Gegner weit ins eigene Land einmarschieren. Wo Weg und Gelände günstig sind, sucht man dann aus vorbereiteter verborgener Stellung gleichzeitig vorn und im Rücken den Deutschen den Weg zu sperren und den in der Falle sitzenden Gegner auszuhungern.

Anders die Verteidigungsstaktik der besser organisierten großen Reiche des Ostens. Hier versuchte man den Gegner gleich an der Landesgrenze am Vordringen zu verhindern. Die Nachfolger der awarischen, mährischen und dänischen Festungsbaumeister finden wir daher an den Grenzen Böhmens, Polens und Ungarns, sobald diese Staaten aufgebaut waren, das heißt, seit dem Beginn des 11. Jahrhunderts.

Am einfachsten hatten es die Tschechen. Der meilenweite Wald ihrer Grenzgebirge - der Erzgebirgswald war damals mehr als 70 km breit²⁾ - bot einen so guten Schutz, daß man sich auf künstliche Anlagen an den wenigen Landestoren beschränken konnte. Kleine Bergpfade gab es freilich auch im Grenzwald. Aber hier konnten wohl Jäger und Einzelwanderer sozusagen den kleinen Grenzverkehr des früheren Mittelalters bestreiten, doch für regelrechte deutsche Heere gab es hier kein Vorwärtskommen.

Das böhmische Grenzschutzsystem, das wir mit kleinen Abweichungen auch in Polen und Ungarn wiederfinden, war folgendermaßen organisiert. Das Landestor wurde mit Vorrichtungen versehen, die im Kriegsfall eine sofortige Sperrung möglich machten. Landeinwärts war eine Miliz von Bogenschützen angesiedelt, die außer der Besetzung des Landestores auch im Frieden im Grenzwald auf und ab zu patrouillieren hatten. Das böhmische Chodenwesen, das sich aus dieser Grenzmiliz entwickelt hat, hat seinen Namen von dem Verbum *hodonti* = gehen, patrouillieren. Die Hauptstöße der Choden waren Taus

¹⁾ Widufind S. 132 ff.

²⁾ Ibrahim (a. a. O. S. 13) berechnet die Breite des böhmischen Grenzwaldes am westlichen Landeseingang auf 40 arabische Meilen, das sind etwa 70 km.

am westlichen und Nachod am östlichen Landestor, den einzigen Stellen, an denen das geschlossene tschechische Siedlungsgebiet noch heute bis dicht an die Reichsgrenze herankommt.

Die erste Spur dieser böhmischen Grenzmiliz finden wir im Jahre 1004, als der Pole Boleslaw Chrobry Herr von Böhmen war. Als damals König Heinrich II. durch den Paß von Kulm in Böhmen einrücken wollte, fand er das Landestor durch eine befestigte und mit Bogenschützen besetzte Höhe gesperrt. Der Zugang konnte damals durch eine überraschend vorgeschickte Auswahlmannschaft erkämpft werden.¹⁾ Die Position am Landestor war weiter landeinwärts durch die Burgen Saaz und Brüx verstärkt. Diese wurden durch die polenfeindlichen tschechischen Teile der Besatzung damals dem König in die Hände geliefert.²⁾

1040 und 1041 versuchte Heinrich III. den Einmarsch durch das böhmische Landestor von Taus. Das Tor war durch eine starke Festungsanlage im Bergwald gesperrt und durch böhmische Bogenschützen besetzt. 1040 gelang es nicht, den Durchmarsch zu erzwingen. Damit war der Feldzug gescheitert, obgleich die Sachsen im Norden damals durch das Tor von Kulm hindurchgekommen sind.³⁾ 1041 hatte der König mehr Glück. - Die deutsche Taktik bei der Bekämpfung dieser Sperren war im Grunde immer die gleiche. Man beschäftigt die Verteidiger durch einen Frontalangriff der deutschen Hauptmacht. Unterdessen versucht eine Auswahlmannschaft von Bergsteigern die Sperre zu umgehen und den Feind von hinten zu fassen. - Der Erfolg blieb aus, wenn diese Umgehung nicht schnell genug durchgeführt werden konnte. 1040 klappte das Zusammenwirken nicht und die beiden deutschen Abteilungen wurden einzeln geschlagen. Dagegen wurden 1041 die Tschechen durch den deutschen Erfolg so überrascht, daß sie nicht mehr Zeit fanden, im Binnenland Dieb und Ernte in Sicherheit zu bringen.⁴⁾

Die Gefahr für den deutschen Angreifer wird durch den Winterfeldzug des Königs Lothar von Supplinburg im Februar 1126

¹⁾ Thietmar VI, 10 S. 286f.

²⁾ Ebda. VI, 11.

³⁾ Ann. Alt. S. 23. Hermann v. Reichenau, SS. 5, 123. Cosmas S. 95.

⁴⁾ Ann. Alt. S. 26.

besonders deutlich beleuchtet. Die böhmische Grenzmiliz ließ den König ziemlich unbehindert durch den Paß von Kulm hindurch und besetzte dann hinter den Deutschen die Grenzsperre, während auf der böhmischen Seite des Gebirges Herzog Sobieslav den weiteren deutschen Vormarsch abriegelte. Der König saß in der Falle und mußte, weil er nicht mit seinem Heere verhungern wollte, schmachlich um Frieden bitten.¹⁾

Die Polen sind in ihren Ländern nicht so sehr von der Geologie oder Morphologie begünstigt worden wie ihre feindlichen tschechischen Brüder. Immerhin konnten auch sie noch einigermaßen zufrieden sein. Nachdem Schlesiens erworben war, hatten sie im Südwesten den natürlichen Schutz der Sudeten, im Süden hatte man die höchsten Gipfel der Karpaten zur Grenze, im Norden den meilenweiten pommerschen und preußischen Grenzwald und im Westen — falls die Reichsgrenze gerade hier festlag — die Flußläufe der Oder und des Bober.

Hier im Westen, wo die Natur am stärksten der Nachhilfe bedurfte, begann schon Boleslaw Chrobry mit planmäßigen Anlagen, und zwar doppelt: einmal an seiner engeren Landesgrenze an den Oderübergängen und am Bober, vor allem am wichtigen Flußübergang von Krossen²⁾; zum andern auch an der Westgrenze der neu eroberten Lausitz.³⁾ Auch das Land Lebus, das längere Zeit polnisch war, hat man auf der Feindseite, längs der Löcknitz und der Stöbber, anscheinend durch künstliche Anlagen gesichert, die durch einen breiten natürlichen Waldstreifen auf dem Sandgebirge der Märkischen Schweiz verstärkt waren.

In der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts hatte der Ausbau der polnischen Grenzanlagen, der sogenannten *przeseka*, anscheinend seinen vollen Umfang erreicht. Friedrich Barbarossa bezeugt das 1157 in einem Brief an Wibald von Stablo: Polen sei durch Kunst und Natur so befestigt, daß seine Vorgänger nur mit großen Schwierigkeiten bis zur Oder vordringen konnten. Er selbst aber

¹⁾ Kaiserchronik Vers 17001; Ann. Patherbrunn. ad a. 1126 (in Ann. Hild., Ann. Saxo, Ann. Col.).

²⁾ Thietmar VI, 26 S. 304 ff. Ähnliche Anlagen an der Oder: ebda. VII, 17 S. 418.

³⁾ Ebda. VI, 69; VII, 16; VII, 51; VIII, 1.

habe die Sperranlagen, die an den Eingangsstellen durch Baumverhaue und große Schanzarbeiten angelegt waren, zerstören und so weit in das Land eindringen können.¹⁾

Als durch den Nachspruch Barbarossas Schlesien unter eigenen Herzögen vom polnischen Hauptland abgespalten wurde, hat man eine besondere *przeseka* um ganz Schlesien herumgelegt.²⁾ Noch heute zieht sich durch die Kiefernwälder der Niederschlesischen Heide über 100 km die zusammenhängende Linie der sogenannten Dreigräben. Anfangs wird diese Anlage militärischen Zwecken des Grenzscheuzes gedient haben. Später, nach dem Beginn der Landeserschließung durch die deutsche Kolonisation scheint ihre Aufgabe mehr der Schutz des herzoglichen Grenzwaldes vor unbefugter Rodung gewesen zu sein.

Umfangreich waren vor allem die Anlagen, mit denen der ungarische Staat seinen Feinden den Eintritt zu verwehren suchte. Zwei Drittel der Grenze hatte die Natur mit dem Bogen der Karpaten selbständig befestigt. Hier konnte man sich damit begnügen, nach böhmischem Muster in der Nähe der für Heere passierbaren Pässe eine Grenzmiliz anzusiedeln. Im Süden boten die breiten Wasserläufe der Donau und Drau mit ihrem Überschwemmungsgebiet und den Sumpfwäldern an den Ufern ausreichenden Schutz.

Schwieriger war die Grenzsicherung an der deutschen Front längs der österreichischen und steirischen Grenze. Das ausgebaute Gyepü-System stammt auch hier erst aus der Zeit des organisierten ungarischen Staates, also frühestens vom Ende des 10. Jahrhunderts. In der Zeit der großen ungarischen Beutezüge bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts fehlte ein Grenzscheuzsystem, weil es keine Zentralgewalt gab. Infolgedessen ist es damals mehr als einmal deutschen Heeren gelungen, bis weit in das ungarische Binnenland einzudringen. Ottos unruhiger jüngerer Bruder, Herzog Heinrich von Bayern, ist sogar einmal auf füh-

¹⁾ Jaffé, Bibl. 1, 601.

²⁾ *Liber foundationis claustris s. M. v. in Heinrichow*, hg. v. Stenzel, Breslau 1854 S. 57: *usque ad presecam, quod dicitur in Tetunico Hach. Ista prescripta preseca in diebus antiquis et etiam tunc temporis, cum hec agerentur, circuibat totam terram Zlesie. Unde duces antiqui nulli omnino in hac preseca permiserunt quicquam secare.*

nem Zuge wie einst Erich von Sriaul bis über die Theiß vor-
gestoßen.¹⁾

Ein Teil unserer kritikbessenen Forschung fand es allerdings rätselhaft, daß in einer Zeit, als die ungarischen Reiter ganz Europa in Furcht und Schrecken setzten, deutsche Heerführer es gewagt haben sollen, den furchtbaren Feind im eigenen Nest aufzustöbern. Aber diese nachträgliche Tatsachenkritik vergißt, daß die ungarischen Beutezüge keineswegs von einer zentralen ungarischen Staatsgewalt organisiert wurden, sondern meist gerade im Gegensatz zu ihr von unternehmenden Führern, die sich auf eigene Faust, gleichsam als Wikinger von einer etwas mongoloiden Prägung, eine sozusagen private Gefolgschaft für ihre Abenteuer schufen. Deutschen Vorstößen stellte sich in Ungarn kein ernstlicher Widerstand in den Weg, weil die fast erloschene Zentralgewalt der Arpaden zur Abwehr nicht fähig war. Erst die schwere Niederlage einer Anzahl vereinigter Abenteurer-
scharen auf dem Lechfeld und der Untergang ihres Führers Bulcsu gab den Arpaden die Möglichkeit, den Staat wieder auf-
zubauen und zugleich den Grenzschutz zu organisieren.

Schon unter Stephan dem Heiligen, dem ersten ungarischen König, hören wir von einer Grenzwächtermiliz unfreien Standes, die an den Landestoren angesiedelt ist.²⁾ Die Ungarn liebten es, nach türkischem Vorbild, in der Schlacht und im Grenzkampf, an exponierter Stelle möglichst nicht die eigenen Volksgenossen, sondern unterworfenen oder freiwillig angeschlossene fremde Volksteile einzusetzen. So sind unter den Grenzwächtern der älteren Zeit Petschenegen, Sessler und Russen, später unter etwas anderen Voraussetzungen auch Deutsche vertreten.

Die Hauptwiderstandslinie des ungarischen Grenzschatzes schob sich im Lauf der Jahrzehnte und Jahrhunderte mit der zunehmenden landwirtschaftlichen Erschließung des Grenzwaldgürtels nach außen vor.

Die wichtigsten Werke lagen auf der Südseite der Donau. Die Straße am Nordufer war viel weniger gefährdet. Hier schien die Grenzburg auf dem Felsfegel von Theben und die alte Festung

¹⁾ Widukind II, 36 S. 95. Vgl. hierüber meine Ausführungen gegen die Deutung des Herausgebers Paul Hirsch in Ung. Jbb. 17, 43f.

²⁾ SS. 11, 228.

auf dem Schloßberg von Preßburg ausreichenden Schutz zu garantieren. Der unterste Lauf der March mit seinem Überschwemmungsgebiet war unterhalb des späteren Marchegg für Heere nicht passierbar. Der Angreifer, dem der Marchübergang geglückt war, mußte durch die Vorläufer der Kleinen Karpaten und an Preßburg vorbei, und kam er wirklich hier hindurch, so stellten sich seinem weiteren Vormarsch immer noch die Karpatenströme Waag, Neutra und Gran entgegen. Tatsächlich kamen die Böhmen 1108 nur bis an die Waag, 1096 die hier vorgehende Kreuzfahrergruppe nur bis an die Neutra und 1043 Herzog Břetislav von Böhmen nur bis an die Gran.

Am Südufer der Donau lag die Hauptkampflinie zunächst ziemlich weit landeinwärts, dicht westlich von Raab. Der Angreifer war an ein Einmarschgelände gebunden, das von der Grenze nach Osten zu immer schmaler wurde. Denn in der rechten Flanke traten die Sümpfe des Waasen zwischen dem Neusiedler See und der Rabnitz immer dichter an den Weg heran. Das letzte Stück dieser Wegstrecke an der unteren Rabnitz, dicht vor der Einmündung in Raab und Donau, konnte künstlich unter Wasser gesetzt werden. Hierdurch und durch starke Pallisadenanlagen ließ sich das Gelände vollständig abriegeln.

Diese Sperre hat bei allen deutschen Angriffen glänzend funktioniert. Nur unter ganz besonders glücklichen Voraussetzungen, durch Verrat und Uneinigkeit im ungarischen Lager ist es überhaupt ein paarmal möglich gewesen, durch das Landestor an der Rabnitz durchzubrechen.

1030 mußte Konrad II. vor der Sperre umkehren.¹⁾ 1043 vermied Heinrich III., durch die Erfahrungen von 1030 gewarnt, die Sperre am Südufer und ging unterhalb von Hainburg auf das linke Ufer hinüber, eroberte Preßburg und rückte dann am Nordufer der Donau weiter vor.²⁾ 1043 wollte er die Rabnitzsperre nehmen und traf schon die technischen Vorkehrungen dazu, doch es kam vorher ein Vertrag mit den Ungarn zustande.³⁾

1) Hermann v. Reichenau, SS. 5, 121 und Wipo c. 26 S. 44 der Ottavauausgabe von 1915.

2) Hermann v. R. und Ann. Alt. ad a. 1042.

3) Ann. Alt. ad a. 1043: et factis machinis contra opus, quo fluvium Rapiniza occluserant.

1044 war das Werk selbst unangreifbar. Den Deutschen gelang aber unter der Führung geländefundiger Ungarn eine Umgehung durch einen weiten nächtlichen Ritt rabnißaufwärts, wahrscheinlich bis zum nächsten Landestor von Kapuvár.¹⁾ 1051 stand der Kaiser wieder ohnmächtig vor der Rabnißsperrre. Er mußte sich entschließen, mit seinen Reitern den weiten Umweg bis zur oberen Raab zu machen.²⁾ Auch 1052 verzichtete er auf den Angriff auf die ungarische Hauptstellung und versuchte ebenso vorzurücken wie auf seinem ersten Feldzug von 1042, nur mit dem Unterschied, daß diesmal Preßburg nicht genommen werden konnte.

Die Rabnißsperrre als solche hat sich also jedesmal als unangreifbar erwiesen. Trotzdem haben die Ungarn in den nächsten Jahren die Hauptwiderstandslinie weiter nach vorn verlegt, an die Sumpffestung Wieselburg. Auch hier werden die Sperranlagen als ungemein fest bezeichnet. 1063 gelang ähnlich wie 1044 der Einbruch nur dadurch, daß eine deutsche Abteilung unter ungarischer Führung auf weitem und schwierigem Ritt auf einem Geheimpfad der Grenzwächter durch das baumhohe Schilf nach zwei Tagen in den Rücken der ungarischen Stellung gelangt ist.³⁾ Bei seinen weiteren Ungarnfeldzügen hatte Heinrich IV. den ungeheuren Vorteil, daß die Grenzsperrren in der Hand seines Schützlings Salomo waren, der 1074 die Wieselburgstellung in aller Form an das Reich abtrat.⁴⁾

1096 war sie schon wieder in ungarischem Besitz. Den Kreuzfahrern des Grafen Emicho von Leiningen wurde das Tor gesperrt. Beim Angriff auf die ungarische Stellung ist diese Kreuzfahrerabteilung völlig vernichtet worden. Andere Kreuzfahrerhorden, die man vorher unvorsichtigerweise hatte passieren lassen, hat man erst im Landesinnern, bei Martinsberg und bei Neutra vernichten können.⁵⁾ Heinrich V. riskierte 1108 keinen Angriff auf das Wieselburger Werk und wollte so vorgehen, wie sein Großvater 1042 und 1052. Auch er scheiterte ebenfalls schon vor Preßburg.

¹⁾ Ann. Alt. S. 35 ff.

²⁾ Ebda. S. 47.

³⁾ Ebda. S. 63.

⁴⁾ Schünemann, Die Deutschen in Ungarn (1923) S. 87 f.

⁵⁾ Ebda. S. 99.

Mit dem weiteren Fortschreiten der Besiedlung des Grenzlandes strebte man ungarischerseits seit dem Beginn des 12. Jahrhunderts, die Sperren noch weiter nach Westen vorzuschieben. Man siedelte südlich gegenüber von Preßburg, zwischen Donau und Leitha im heutigen Karlbürg russische Grenzwächter an.¹⁾ Schon vorher hatte man an der südlichen Abfützungsstraße das Tor von Ödenburg durch eine ungarische Grenzschißenmiliz abgeriegelt. Das Kreuzfahrerheer des Gottfried von Bouillon mußte so lange vor dieser Sperre liegen, bis es von den Ungarn die Erlaubnis zum Durchmarsch erhielt.²⁾ Noch vor der ungarischen Grenzmiliz wurden in vorgeschobener Stellung in Pötsching an der Dufka petschenegische Grenzwächter angesiedelt³⁾, anscheinend eine Abzweigung von der großen petschenegischen Grenzwächtersiedlung von Árpás am Wieselburger Landestor, wo dieses Türkenvolk auf der heute österreichischen Heide nordöstlich von Neusiedl einen schwachen Abglanz heimatischer Steppenromantik wiederfinden konnte.

Auch die Einmarschstellen weiter im Süden sind ziemlich früh mit ungarischer Grenzwächtermiliz besiedelt worden, deren Dörfer bis zum heutigen Tag in den Ortsnamen erkennbar sind.⁴⁾ Der lateinische Name dieser Grenzwächter ist *speculatores*, ung. örök. Ihre wichtigste Aufgabe war also, wie der Name sagt, die Erkundung; wir finden sie daher oft auch in Friedenszeiten auf Patrouille weit drüben auf österreichischem und steirischem Gebiet.

Etwa seit der Mitte des 12. Jahrhunderts hat das ungarische Gyepü-System im Westen seinen Sinn verloren. Der Landesausbau brachte gerade im Grenzgebiet eine erhebliche Verdichtung der lokalen Kraftzentren. Es entstanden Herrschaften mit Besitzungen auf beiden Seiten der Grenze. Die charakteristische spätmittelalterliche Zerstückung aller alten Grenzen setzt hier be-

¹⁾ Ebda. S. 117. E. Moór, Westungarn im Spiegel der Ortsnamen (Szeged 1935) S. 315.

²⁾ Herim. Aquensis Hist. Hierosol., Migne, P. Lat. 166.

³⁾ Moór a. a. O. S. 100 und 315.

⁴⁾ Vgl. Moór a. a. O. passim und Schünemann, Artikel Burgenland und Westungarn im hwb. d. Grenz- und Auslandsdeutschtums, Abschnitte Städtewesen und Wirtschaftsgeichte.

sonders früh ein. Eine Landabriegelung im alten Sinne war nicht mehr möglich. Vorher aber, bis ins erste Drittel des 12. Jahrhunderts, haben die ungarischen Grenzschananlagen eine vorzügliche Abwehrwaffe geliefert, die sich bei fast allen deutschen Angriffen bewährt hat.

Das Grenzsperrsystem aller drei Ostreiche hat also die deutsche Kriegsführung sehr erheblich behindert. Aber auch wenn man wirklich durchgebrochen war, hatte man das Spiel noch längst nicht gewonnen. Man stieß auch im Landesinnern auf Festungen, die durchaus nicht mit sich spaßen ließen. Man hat ein recht oberflächliches Urteil, wenn man meint: wenn die Deutschen mit den Steinmauern italienischer Festungen fertig wurden, dann müsse es eine Kleinigkeit gewesen sein, die Burgen der arm-seligen Slawenvölker zu erobern. In Wirklichkeit war es genau umgekehrt. Dem Festungsbau des Ostens stand die Belagerungstechnik der deutschen Heere ziemlich machtlos gegenüber. Steinerne Mauern konnte man durch den dauernden Stoß der Sturmböde vielleicht zu Fall bringen. Die mit mächtiger Erdschicht gefüllten doppelten Pallisadenwände der slawischen Wallmauern spotteten solcher Erschütterungen.

Bei primitiveren Anlagen konnte man versuchen, den Fuß der Holzmauern mit Ästen oder mit Feuersglut zu durchlöchern und so die Erde zum Abgleiten zu bewegen. Aber wie selten ist das bei wirklichen Festungen gelungen! Noch weniger Aussicht hatte man, mit dem zu Hause so beliebten Mittel des Aus Hungerns zum Ziele zu kommen. Denn im unbebauten Land des Ostens hatte eher der Belagerer Aussicht zu verhungern als die Burghesatzung, der dies Schicksal eigentlich zugebracht war.

Mit den vielen kleinen Schlachtburgen der Dorfbewölkerung konnte man schnell fertig werden. Aber wenn man eine der großen Landesfestungen erobern wollte, waren ganz besonders günstige Umstände nötig. König Heinrich I., von Jugend auf in der Strategie des Grenzkampfes geschult, konnte Brandenburg nehmen, weil er überraschend die unvorbereitete Festung über die zugefrorenen Flächen der Havel angreifen konnte. Später hat Brandenburg bis auf die Zeit Albrechts des Bären immer nur durch Handstreich und Verrat den Herrn gewechselt.

Wir dürfen allerdings nicht den ganzen slawischen Festungs-

bau als gleichförmige Einheit ansehen. Es läßt sich deutlich eine Entwicklung beobachten. Im 9. Jahrhundert waren die Slawenburgen nur im Südosten, bei den Mähnern und Kroaten, so vollkommen, daß der deutsche Sturm in der Regel gescheitert ist.¹⁾ Mit den Burgen der anderen Slawenvölker wurde man damals noch fertig. 789 hören wir von der Eroberung der Hauptburg des Wilzenfürsten Dragowit, 816 und 839 von der Eroberung von 12 Sorbenburgen, 857 von der Eroberung der Burg des Fürsten Witztrach in Böhmen.

In der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts machte die Eroberung der westslawischen Burgen schon größere Schwierigkeiten. Heinrich I. brauchte 20 Tage, bis er die Dalemantierfestung Jahna in der Hand hatte.²⁾ 950 konnte man noch den jüngeren Boleslaw in der böhmischen Festung Nimburg zur Kapitulation zwingen. Dann aber haben die Slawen ihren Festungsbau anscheinend durch deutsche und nordische Lehrmeister auf eine solche Höhe gebracht, daß mit Belagerungen nicht mehr viel auszurichten war. 955 wollte Herzog Hermann eine Abotritenburg namens Suithleiscranne durch Handstreich nehmen. Der Plan mißlang, denn die Slawen hatten rechtzeitig Alarm geschlagen.³⁾ Um dieselbe Zeit griff weiter im Süden Graf Thietmar eine liutizische Burg an. Der Angriff scheiterte unter schweren Verlusten für die Deutschen.⁴⁾ Als Herzog Hermann in den 60er Jahren wirklich einmal eine große Slawenfestung, die Burg des Wagrierfürsten Selibur, nach kurzer Zeit zur Kapitulation zwang, meinten die Sachsen, das könne nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Der Slawe habe überhaupt bloß zum Schein Krieg geführt, um den sächsischen Rebellen Wichmann dem Herzog in die Hand zu spielen. Man konnte sich einfach nicht vorstellen, daß eine slawische Burg auf Anhieb den Deutschen in die Hände fiel.⁵⁾

Als dann in Böhmen und Polen moderne Staaten entstanden,

¹⁾ 820 Burg des Ljudevit, 855, 864, 869 Burgen des Rastislaw, 872, 892 Burgen des Sventipolk.

²⁾ Widukind S. 50.

³⁾ Ebda. S. 130.

⁴⁾ Ebda. S. 126.

⁵⁾ Ebda. S. 142f.

die systematisch deutsche Militärsachleute ins Land riefen, hob sich die Technik des slawischen Festungsbaus auf eine solche Höhe, daß von nun an bis weit ins 12. Jahrhundert hinein fast alle deutschen Belagerungen zum Scheitern verurteilt waren.

Der deutsche Anteil an der Verstärkung der slawischen Verteidigungstechnik wird immer wieder deutlich. Im Oktober 1004 lag Heinrich II. vor Bauzen. Die Festung war erst kurz vorher den Polen in die Hand gefallen. Die Werke werden also zum größten Teil schon in der Zeit der deutschen Herrschaft gebaut worden sein. Man versuchte, Feuer an die Wallmauern heranzubringen. Der König selbst stand im Wirkungsbereich der polnischen Pfeile und spornte seine Krieger zum Sturm an. Der Kampf wurde mit größter Erbitterung und schweren Verlusten geführt, auch unten im Spreebett am Fuß des Burgfelsens. Aber der Angriff als solcher ist gescheitert, bis Boleslaw freiwillig der polnischen Besatzung den Befehl zum Abzug gab.¹⁾

1011 zogen die Deutschen vor der Oderfestung Glogau vorbei, wagten aber keinen Angriff.²⁾ 1017 stand der Kaiser wieder vor Glogau. Wieder unterblieb der Angriff. Statt dessen wollte er sich lieber an einer unbedeutenderen Festung versuchen und wandte sich südwärts gegen Nimptsch im Schlesiergau, dessen Burg, wie unser Chronist Thietmar aus dem Namen schloß, einst von Deutschen gebaut worden war. Die Burg wurde mit dem ganzen Heere rings eingeschlossen und nach allen Regeln der Belagerungskunst mit Kriegsmaschinen angegriffen. Aber die Besatzung — verstärkt durch polnische Kräfte, die sich nachts durch die deutschen Linien hindurchgeschlichen hatten, stand in der Technik des Belagerungskriegs auf gleicher Höhe. Man baute Abwehrvorrichtungen. Die Umsicht der polnischen Führung und die soldatische Kaltblütigkeit und Disziplin der Verteidiger erregte die vollste Bewunderung unseres deutschen Berichtstatters. Nach 3 Wochen waren die deutschen Belagerungswerke fertig. Der Sturm begann. Aber den Verteidigern gelang es, von ihren Werken aus die deutschen Holztürme in Brand zu setzen. Die böhmischen und wendischen Hilfstruppen des Kaisers wollten

¹⁾ Thietmar VI, 14f. S. 292f.

²⁾ Ebd. VI, 58 S. 344ff.

die Mauern mit Leitern ersteigen. Auch sie wurden zurückgeschlagen, wobei das christliche Kreuz den heidnischen Bundesgenossen des frommen Kaisers entgegengehalten wurde. Der Kaiser sah ein, daß der Angriff aussichtslos war, und gab den Befehl zum Abzug.¹⁾ Also nicht einmal mit einer polnischen Festung von minderer Bedeutung ist das vereinigte Heer der Deutschen, Böhmen und Elbslawen fertig geworden!

Ähnlich liefen in den nächsten anderthalb Jahrhunderten fast alle Belagerungen ab. 1029 blieb Konrads II. Angriff auf Bauhen vergeblich. 1109 scheiterte Heinrich V. vor den niederschlesischen Oderfestungen Beuthen und Glogau. Seine Belagerungsmaschinen haben die italienischen Festungen gebrochen. Vor den Polenburgen blieben sie machtlos.

Sogar die schwächeren Festungen der Elbslawen konnten ihnen widerstehen. Noch die Kreuzfahrer von 1147 lagen mit ihren Maschinen vergeblich vor den Wallmauern von Dobin, Demmin und Stettin. Auch Heinrich der Löwe hat in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts die Belagerung der letzten Burgen Meßlenburgs nicht auf die leichte Schulter nehmen können. Als er im Winter 1162—63 den Abotritenfürsten Wratislaw in Werle belagerte, hat er die allernmodernsten, eben erst vor Crema und Mailand ausprobierten Errungenschaften der Belagerungstechnik eingesetzt.²⁾ Und damals war durch den Beginn der deutschen Kolonisation und der bauerlichen Erschließung des Landes der deutschen Kriegsführung schon eine ganz andere Grundlage geschaffen als in der vorhergehenden Periode.

Und damit kommen wir zum dritten und wichtigsten Faktor, der die deutschen Kriege der älteren Zeit im Osten um ihren Erfolg gebracht hat: dem Hunger.

Der Feind tat alles, um diese Gefahr zu vergrößern. Wo in der Nähe der Durchmarschwege angebautes Land zu finden war, wurde planmäßig im voraus das Vieh und Getreide fortgeschafft oder vernichtet. War der Deutsche glücklich bis mitten ins Feindesland vorgestoßen, mußte er sich fragen, wie er nun wieder nach Hause kommen wollte. Auf dem Anmarschweg war alles

¹⁾ Thietmar VII, 59 ff. S. 472 ff.

²⁾ Helmold, Chr. Slav. I, 93 S. 182 f.

restlos abgegrast. Man mußte einen anderen Weg nehmen, und damit an neuen feindlichen Sperren und Hinterhaltsstellungen vorbei. War der Feldzug bisher noch so erfolgreich verlaufen: der Rückmarsch brachte fast immer schwere Verluste. Denn der bisher zurückgewichene Gegner wurde nun zum Verfolger.

Immer wieder brachten die Verpflegungsschwierigkeiten die deutschen Feldzüge zum Scheitern. 805 war Karl der Jüngere anfangs recht erfolgreich: er mußte vorzeitig umkehren, als die Vorräte für Menschen und Pferde erschöpft waren.¹⁾ 820 hatte man auf dem Feldzug gegen den Kroatenfürsten Ljudewit bei dem langen Aufenthalt an der angeschwollenen Drau schwere Verluste durch die Ruhr.²⁾ 955 stand Ottos Wendefeldzug dicht vor der Katastrophe durch Hunger und Seuche.³⁾ Heinrich II. mußte 1005 dicht vor dem Ziel, zwei Meilen vor Posen, umkehren, weil sein Heer nicht mehr kampffähig war. Die polnischen Streitkräfte waren während des deutschen Vormarsches jedem deutschen Zugriff ausgewichen und hatten dafür planmäßig aus dem Hinterhalt die deutschen Souragiertrupps abgefangen. Die Lage wurde so gefährlich, daß für den Rückmarsch die Katastrophe drohte. Man mußte sich also danach zu einem recht unbefriedigenden Frieden mit dem Polen bequemen.⁴⁾

10 Jahre später ist es beim deutschen Rückmarsch aus Polen tatsächlich zu einer solchen Katastrophe gekommen: Der Kaiser mußte durch unbekanntes, menschenleeres Land zurück. Der Pole folgte und überfiel die hinter dem Troß reitende 2. Abteilung des deutschen Heeres. Es ist für diese Kampfweise bezeichnend, daß man die deutschen Heere bei solchen Überfällen aus vorbereiteten Stellungen durch Bogenschützen zusammenschießen ließ. Den Kampf Mann gegen Mann hat der Gegner nach Möglichkeit vermieden und den Deutschen durch Schüsse aus sicherer Entfernung erledigt. Der überfallene deutsche Heeresteil wurde 1015 restlos vernichtet.⁵⁾ 1017 vermied der Kaiser eine ähnliche Katastrophe. Wieder war das Heer durch den Hunger in kläg-

¹⁾ Ann. Mettenses SS. 13, 33.

²⁾ Ann. regni Franc. S. 153.

³⁾ Widukind III, 53 S. 133.

⁴⁾ Thietmar VI, 27 S. 306.

⁵⁾ Ebda. VII, 20 ff. S. 420 ff.

lichem Zustand.¹⁾ Er ging darum diesmal durch das verbündete Böhmen zurück. Er mußte dabei zwar zweimal über das Gebirge, durch das Landestor von Glas und von Kulm, aber er war wenigstens vor polnischen Überfällen sicher.

Die gleichen Verpflegungsschwierigkeiten zwangen 1029 Konrad II., der in der Oberlausitz gegen die Polen operierte, den Feldzug ergebnislos abzubrechen.²⁾ Noch schlimmer erging es dem Kaiser im nächsten Jahre auf seinem Zug gegen König Stephan den Heiligen von Ungarn. Auf dem Vormarsch durch das Grenzgebiet hatte man alles gründlich ausgeplündert. Dann mißlang der Durchstoß durch die Rabnitzsperre. Das Heer mußte im Grenzgebiet bleiben und war beim Rückzug durch den Hunger so erschöpft, daß nur der Kaiser und seine nächste Umgebung sich retten konnten. Der Rest mußte zu Wien vor den Ungarn kapitulieren. Des Kaisers Sohn erkaufte den Frieden durch eine Landabtretung.³⁾

Die gleiche Gefahr drohte den Ungarnfeldzügen Heinrichs III., sobald sie sich von der Etappenstraße der Donau entfernten. Die Feldzüge von 1051 und 1052 sind am Hunger gescheitert. 1051, als der Kaiser den weiten Umweg nach Süden machen mußte, hören wir, daß König Andreas I. im ganzen Durchmarschgebiet der Deutschen planmäßig alle Lebensmittel vergraben oder vernichten ließ. Die Folge war eine „unbeschreiblich elende Hungersnot“ für das ganze deutsche Heer.⁴⁾ Der Kaiser war für den Rückmarsch in einer verzweifelten Lage, wenn es ihm nicht gelang, die Proviantstraße der Donau zu erreichen. Er rückte also nach Norden und stieß diesmal von hinten auf die Rabnitzsperre. Das Bravourstück eines kühnen Flußübergangs einer Auswahlmannschaft aus Sachsen, Burgundern und Polen befreite ihn dort aus seiner gefährlichen Lage.⁵⁾

Bei der Belagerung von Preßburg im nächsten Jahre weiß die

¹⁾ Ebda. VII, 63 S. 476 f.

²⁾ H. Breßlau, Jbb. Konrads II. 1, 277.

³⁾ Ann. Alt. S. 18. Dazu Schönemann, Die Dt. in Ungarn S. 55.

⁴⁾ Vita Bennonis, SS. 12, 63; Hermann v. Reichenau, SS. 5, 130; Ann. Alt. S. 47.

⁵⁾ Hermann v. R. S. 130. Die Darstellung bei Steindorff, Jbb. Heinrichs III. 2, 157 ist falsch.

ungarische Überlieferung von dem Taucher Zothmund zu erzählen, der die deutschen Lebensmittelschiffe auf der Donau von unten anbohrte und versenkte. Wenn wir die Geschichte von diesem lebendigen Unterseeboot auch nicht ganz ernst nehmen können: Tatsache ist jedenfalls, daß der Kaiser den Kampf wegen des Lebensmittelmangels nicht wieder aufnehmen konnte, als die Ungarn die vom Papst Leo IX. vermittelte Abmachung verletzten.¹⁾ Auch 1074 hören wir wieder, daß der Ungarnkönig Geisa I. sich jedem Kampf entzog, dafür aber alles Pferdefutter und Getreide beseitigen ließ. Die Folge war schwerer Hunger im deutschen Heer.²⁾

Die gleiche Taktik haben die Polen 1109 beim Feldzug Heinrichs V. angewandt.³⁾ Lothars Kapitulation am böhmischen Landestor von Kulm wurde vor allem durch die drohende Hungersnot erzwungen. Noch beim ersten Polenfeldzug Friedrich Barbarossas 1157 zwang der Gegner durch die gleiche Taktik den Kaiser, trotz seines erfolgreichen Vordringens, auf sein eigentliches Kriegsziel zu verzichten.⁴⁾ Sogar noch Heinrich der Löwe hatte in Mecklenburg mit Verpflegungsschwierigkeiten zu kämpfen: So geriet 1164 die Abteilung des Grafen Adolf II. von Holstein in große Verlegenheit, als der Herzog mit den Proviantwagen zu lange in Malchow blieb.⁵⁾

Die Verpflegungsschwierigkeiten im Osten waren bis zum 12. Jahrhundert so groß, daß es als Ausnahme gelten muß, wenn ein großes deutsches Heer damit fertig geworden ist. Im Osten läßt sich geradezu der paradoxe Satz aufstellen: Je kleiner das Heer, um so größer die Aussicht auf Erfolg.

Der mit einem riesigen Apparat aufgezogene große Awarerfeldzug Karls von 791 blieb ohne entscheidenden Erfolg. Die kleinen Unternehmungen Erichs und Pippins haben das Awarerreich vernichtet. Der große Polenzug Konrads II. von 1029, zu dem alle Stämme des Reiches aufgeboten waren, ist gescheitert. 1031, als er nur die Sachsen bei sich hatte, hat er sein Ziel erreicht.

¹⁾ Ann. Alt. S. 48: sed cum exercitui iam stipendia defecissent.

²⁾ Lampert v. Hersfeld, Öftavausg. v. 1894 S. 198.

³⁾ Meyer v. Knonau 6, 98.

⁴⁾ Rahewin, Öftavausg. S. 169.

⁵⁾ Helmold II, 100 S. 96.

Heinrich III. konnte in Ungarn mit seinen großen Heeren 1042 und 1043 nur Teilerfolge erzielen, und mit den großen Aufgeboten von 1051 und 1052 ist er völlig gescheitert. 1044, als er nur die Reichsministerialen zusammen mit einigen Böhmen und Bayern ins Feld führen konnte, hatte er entscheidenden Erfolg.

Als Konrad II. auf seinem ersten Litauenzug im Jahre 1035 außer den Bayern alle deutschen Stämme im Verein mit den Böhmen aufgeboten hatte, wurde nicht viel erreicht. 1036, als er sich mit dem Aufgebot der Sachsen begnügen mußte, erzwang er die Unterwerfung. — Burkhard von Halberstadt konnte 1068 mit verhältnismäßig schwachen Kräften die Götterburg Rethra erobern. Heinrich IV. unternahm seinen erfolgreichen Winterzug ins Litauenland 1069 als Augenblickseingebung ohne alle Vorbereitung. Auch seinen Ungarnzug von 1074, der durchaus nicht ungünstig verlief, hat er mit ganz schwachen Kräften durchgeführt.

Die ideale deutsche Waffe im Sumpf- und Seenland des Nordostens waren kleine, durch nichts beschwerte Reitercharen, die im Winter über die Eisflächen der zugefrorenen Seen und Sümpfe dahinbrausten. Solche Wendenzüge des 10. und 11. Jahrhunderts waren gewissermaßen die Vorläufer der frisch-fröhlichen Preußen- und Litauerfahrten im Spätmittelalter, die als eine Art Wintersport für die sonst hinter dem Ofen einrostende Herrenwelt des deutschen Nordens und Ostens gedacht waren.

Wenn aber nur den kleinen, rasch beweglichen Scharen der Erfolg im Osten in Aussicht stand, dann war die Ostfront als Anfahrpunkt großer gesamtdeutscher Kriegszüge, wie das Einheitsstreben der Nation sie brauchte, nicht geeignet. Dazu brauchte man die Landschaft des Westens und Südens, in der auch größere Heere operieren konnten, ohne nach einigen Wochen vor dem Hungertod zu stehen. Wenn trotzdem solche Züge in den Osten wieder und wieder unternommen worden sind, dann kann man unseren Königen für die Zeit vor der Mitte des 12. Jahrhunderts im Ernst nicht vorwerfen, daß sie nicht genug militärische Kräfte im Osten eingesetzt hätten.

Die Landschaft des Ostens und ihre Ausnutzung durch den Gegner hat den Deutschen den Erfolg verwehrt. Wollte man

den Osten erobern und dem Reich eingliedern, dann mußte erst das Gesicht der Landschaft verändert werden. Erst mußte der Bauer den Wald roden und Felder anbauen, bevor der Krieger überhaupt die Möglichkeit fand, Kriege so zu führen, wie er es seit Jahrhunderten im Westen und im Süden und in der Heimat gewohnt war. Nicht die Eroberung und politische Eingliederung des Ostens ist die Voraussetzung für die deutsche Kolonisation, sondern umgekehrt: die Kolonisation ist die Voraussetzung für die politische Eingliederung gewesen, und in weiten Gebieten, wo die einheimische Herrschaft die deutsche Kolonisation von sich aus durchführte, überhaupt ohne jede politische deutsche Herrschaft in Angriff genommen worden. Der Osten konnte nicht durch das Schwert des deutschen Kriegers gewonnen werden, sondern nur durch Art und Pflug des deutschen Bauern. Für diese größte Leistung unserer mittelalterlichen Geschichte aber ist das deutsche Volk — denn dieses, nicht seine Herrschicht ist ihr Träger — erst seit der Mitte des 12. Jahrhunderts reif gewesen. Bis zu dieser Zeit wurde der gesamte Nachwuchs noch für die Rodungen und die Binnenkolonisation in der alten Heimat gebraucht.

Es ist für die Geschichte des deutschen Volkes vielleicht ein Glück, daß es dem deutschen Krieger im 10. und 11. Jahrhundert nicht gelang, den späteren deutschen Osten dem Reich fest und dauernd einzugliedern. Das Land hätte dann politisch wohl unter deutscher Herrschaft gestanden. Für seine Nutzung aber hätten die deutschen Herren damals slawische Arbeitskräfte heranziehen müssen. Damit wären die Slawen dem System der Grenzlanderschließung organisch eingegliedert worden. Man hätte sie gebraucht und planmäßig für ihre Erhaltung und Vermehrung Sorge getragen. Der deutsche Osten hätte dann vielleicht das Gesicht der baltischen Provinzen des deutschen Ordens bekommen, in denen unter der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Herrschaft der Deutschen die eingeborenen Letten und Esten als Grundstock der Landbevölkerung erhalten geblieben sind.

Wir haben auch im deutschen Osten unverkennbare Ansätze zu einer solchen Entwicklung. Beim großen Wendenaufstand von 983 ist ja nur im Norden die deutsche Herrschaft über die Slawen beseitigt worden. Meißen und die Lausitz blieben — bis auf die

25jährige Unterbrechung unter Boleslaw Chrobry ständig unter deutscher Herrschaft. Die deutsche Kolonisation beginnt trotzdem auch hier erst im 12. Jahrhundert. Vorher aber ist die slawische Bevölkerung organisch in das System der deutschen Herrschaft eingefügt worden. Sogar für militärische Aufgaben hat man hier im 11. Jahrhundert einen Teil der Slawen herangezogen.

Die Folgen spiegeln sich bis zum heutigen Tag im Bevölkerungsbild dieser Landschaft. Obgleich Boleslaw Chrobry hier planmäßig große Menschenjagden für seine innerpolnischen Siedlungspläne veranstaltete, ist das Slawentum so stark erhalten geblieben, daß heute innerhalb des geschlossenen deutschen Volksgebiets nirgends der slawische Einschlag so groß ist wie in den ebenen und altbesiedelten Teilen der Marken Lausitz und Meissen, d. h. also in Gegenden, in denen die Anfänge der Landeserschließung vor das eigentliche Zeitalter der deutschen Ostkolonisation zurückreichen. Gewiß sind dann im 12. und 13. Jahrhundert auch diese Landschaften vom deutschen Landesausbau mit erfaßt worden. Aber das Slawentum war inzwischen so gefördert, daß es imstande war, in einem Teil der Ober- und Niederlausitz die eingestreuten deutschen Siedler sich zu assimilieren und sich bis zum heutigen Tage auch sprachlich zu behaupten. Der einzige Rest alten Slawentums, der sich innerhalb des geschlossenen deutschen Volksgebiets erhalten hat, liegt in einem Land, das seit 1000 Jahren fast ununterbrochen unter deutscher Herrschaft gestanden hat. Denn auch die spätere Zugehörigkeit der Lausitz zu den Ländern der Wenzelskrone hat den Charakter der deutschen Herrschaft als solcher in keiner Weise beeinträchtigt. Gerade die frühe deutsche Herrschaft hat hier das Slawentum konserviert. Die Slawendörfer wurden von ihren deutschen Herren reguliert und dem deutschen Wirtschaftssystem angepaßt, aber solange man keine deutschen Kolonisten bekam mit slawischen Bauern besetzt. Das spätere rein deutsche Städtewesen und der deutsche Adel haben das Slawentum des flachen Landes dem Deutschtum nicht assimiliert.

Dazu bedurfte es des breiten Einströmens eines zahlenmäßig weit überlegenen deutschen Bauerntums. Der deutsche Kolonist des 12. und 13. Jahrhunderts aber hätte keinen Platz für seine

Arbeit mehr gefunden, wenn die deutsche Herrschaft das große Werk der wirtschaftlichen Erschließung des Ostens schon zwei Jahrhunderte vor seiner Zeit begonnen hätte. Er hätte sich in den weiten Räumen des fernerer Ostens in Polen und Rußland zersplittern müssen, während das unmittelbare Nachbarland der altdeutschen Heimat kaum zum geschlossenen deutschen Volksgebiet geworden wäre.

Wir können darum der Natur des Ostens im Grunde nur dankbar sein, daß sie sich dem deutschen Schwerte verschloß, um sich erst dem deutschen Pfluge zu öffnen.